

dtv

Reihe Hanser

Georg hat seinen Vater kaum gekannt. Er starb, als Georg vier war. Doch plötzlich, elf Jahre später, ist da ein Brief. Der Vater hat ihn an den ›großen‹ Sohn geschrieben und wie durch ein Wunder taucht er genau zum richtigen Zeitpunkt auf. Es ist ein Abschiedsbrief, natürlich, aber vor allem erzählt er von der hartnäckigen und bisweilen komischen Suche des Vaters nach dem geheimnisvollen Orangenmädchen: Es ist die Geschichte einer großen Liebe. Für Georg ist die Lektüre des Briefes zuerst nur eine Reise in die Vergangenheit. Bis er begreift, dass es auch um seine Zukunft geht. Bald wird auch er sich fragen müssen, wie er es mit der Liebe und dem Leben hält. Der Vater kann ihm keine Antworten mehr geben. Aber er konnte ihm die richtigen Fragen stellen.

Jostein Gaarder, 1952 in Oslo geboren, arbeitete als Lehrer für Philosophie, Religion und Literaturwissenschaft und lebt heute als freier Schriftsteller in Oslo. 1993 erschien sein Weltbestseller ›Sofies Welt‹ (dty 62000) in deutscher Sprache, 1994 wurde er mit dem Jugendliteraturpreis ausgezeichnet. Seitdem sind zahlreiche weitere Titel Jostein Gaarders in der *Reihe Hanser* erschienen (s. S. 4).

Jostein Gaarder
Das Orangenmädchen

Aus dem Norwegischen von
Gabriele Haefs

dtv

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de

Jostein Gaarder in der *Reihe Hanser* bei dtv:
Sofies Welt (dtv 62000)
Durch einen Spiegel, in einem dunklen Wort (dtv 62033)
Das Kartengeheimnis (dtv 62077)
Bibbi Bokkens magische Bibliothek
(dtv 62148, zusammen mit Klaus Hagerup)
Maya oder Das Wunder des Lebens (dtv 62210)
Das Schloss der Frösche (dtv 62302)
Das Orangenmädchen (dtv 62312)
2084 – Noras Welt (dtv 62602)
Hallo, ist da jemand (dtv 62603)
Das Weihnachtsgeheimnis (dtv 62615)



6. Auflage 2018
2007 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© Jostein Gaarder und H. Aschehoug & Co., Oslo 2003
Titel der norwegischen Originalausgabe: »Appelsinpiken«
(Aschehoug & Co., W. Nygaard, Oslo)
© 2003 der deutschsprachigen Ausgabe:
Carl Hanser Verlag München
Umschlagbild: Quint Buchholz
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-62312-4

Das Orangenmädchen

Mein Vater ist vor elf Jahren gestorben. Damals war ich erst vier. Ich hatte nie damit gerechnet, je wieder von ihm zu hören, aber jetzt schreiben wir zusammen ein Buch.

Das hier sind die allerersten Zeilen in diesem Buch, und die schreibe ich, aber mein Vater wird auch noch zum Zug kommen. Er hat schließlich das meiste zu erzählen.

Ich weiß nicht, wie gut ich mich wirklich an meinen Vater erinnern kann. Vermutlich glaube ich nur, dass ich mich an ihn erinnere, weil ich mir alle Fotos von ihm so oft angesehen habe.

Nur bei einer Erinnerung bin ich mir ganz sicher; dass sie echt ist, meine ich. Es geht um etwas, das passiert ist, als wir einmal draußen auf der Terrasse saßen und uns die Sterne anschauten.

Auf einem Foto sitzen mein Vater und ich auf dem alten Ledersofa im Wohnzimmer. Er scheint etwas Lustiges zu erzählen. Das Sofa haben wir noch immer, aber mein Vater sitzt nicht mehr dort.

Auf einem anderen Bild haben wir's uns in dem grünen Schaukelstuhl auf der Glasveranda gemütlich gemacht. Das Bild hängt seit dem Tod meines Vaters hier. Ich sitze jetzt in dem grünen Schaukelstuhl. Ich versuche, nicht zu schaukeln,

weil ich meine Gedanken in ein dickes Schreibheft schreiben will. Und später werde ich alles in den alten Computer meines Vaters eingeben.

Auch über diesen Computer gibt es etwas zu erzählen, darauf komme ich noch zurück.

Es war immer schon seltsam, diese vielen alten Bilder zu haben. Sie gehören in eine andere Zeit.

In meinem Zimmer liegt ein ganzes Album mit Bildern meines Vaters. Es kommt mir ein bisschen unheimlich vor, so viele Fotos von einem Menschen zu besitzen, der nicht mehr lebt. Wir haben meinen Vater auch auf Video. Ich bekomme fast schon eine Gänsehaut, wenn ich ihn sprechen höre. Mein Vater hatte so eine richtig laute Dröhnstimme.

Vielleicht sollten Videos von Menschen, die es nicht mehr gibt, oder die nicht mehr unter uns weilen, wie meine Großmutter das ausdrückt, verboten werden. Es kommt mir nicht richtig vor, den Toten hinterherzuspionieren.

Auf einigen Videos kann ich auch meine eigene Stimme hören. Sie klingt dünn und hoch. Und erinnert mich an ein Vogeljunges.

So war es damals: mein Vater war der Bass, ich lieferte den Diskant.

Auf einem Video sitze ich auf den Schultern meines Vaters und versuche, den Stern von der Weihnachtsbaumspitze zu zupfen. Ich bin zwar erst ein Jahr alt, aber fast hätte ich es trotzdem geschafft.

Wenn Mama sich Videos von meinem Vater und mir an-

schaut, kommt es vor, dass sie sich im Sessel zurücksinken lässt und schallend lacht, obwohl sie doch damals hinter der Videokamera gestanden und gefilmt hat. Ich finde es nicht richtig, dass sie über Videos mit meinem Vater lacht. Ich glaube nicht, dass ihm diese Vorstellung gefallen hätte. Er hätte vielleicht gesagt, das sei gegen die Regeln.

Auf einem anderen Video sitzen mein Vater und ich vor unserem Ferienhaus auf Fjellstølen in der Ostersonne und jeder hat eine halbe Orange in der Hand. Ich versuche, aus meiner den Saft herauszusaugen, ohne sie zu schälen. Mein Vater denkt wohl an ganz andere Orangen, da bin ich mir ziemlich sicher.

Gleich nach diesen Osterferien merkte mein Vater, dass mit ihm etwas nicht stimmte. Er war über ein halbes Jahr lang krank und hatte Angst, dass er bald sterben müsste. Ich glaube, er wusste, dass das passieren würde.

Mama hat mir oft erzählt, dass mein Vater besonders traurig war, weil er sterben musste, ehe er mich wirklich kennen gelernt hatte. Meine Oma sagt das auch, nur auf eine irgendwie mystische Weise.

Oma hatte immer schon eine komische Stimme, wenn sie mit mir über meinen Vater sprach. Das ist vielleicht kein Wunder. Meine Großeltern haben einen erwachsenen Sohn verloren. Was das für ein Gefühl ist, weiß ich nicht. Zum Glück haben sie auch noch einen Sohn, der lebt. Aber Oma lacht nie, wenn sie die alten Bilder meines Vaters ansieht. Sie sitzt ganz andächtig davor. Das sagt sie übrigens selber so.

Mein Vater hatte damals entschieden, dass man mit einem Jungen von dreieinhalb Jahren nicht wirklich sprechen könne.

Heute begreife ich das, und wenn du dieses Buch liest, wirst du es auch bald verstehen.

Ich habe ein Bild meines Vaters, auf dem er in einem Krankenhausbett liegt. Sein Gesicht ist sehr mager geworden. Ich sitze auf seinen Knien, und er hält meine Hände fest, damit ich nicht auf ihn falle. Er versucht mich anzulächeln. Das Bild ist nur wenige Wochen vor seinem Tod aufgenommen worden. Ich wünschte, ich hätte es nicht, aber wo ich es schon habe, kann ich es auch nicht wegwerfen. Ich kann nicht mal was dagegen machen, dass ich es immer wieder anschauen muss.

Heute bin ich fünfzehn, oder fünfzehn Jahre und drei Wochen, um ganz genau zu sein. Ich heiße Georg Røed und wohne im Humlevei in Oslo, zusammen mit meiner Mutter, mit Jørgen und mit Miriam. Jørgen ist mein neuer Vater, aber ich nenne ihn nur Jørgen. Miriam ist meine kleine Schwester. Sie ist erst anderthalb Jahre alt und damit wirklich zu klein, als dass man richtig mit ihr reden könnte.

Natürlich gibt es keine alten Bilder oder Videos, die Miriam mit meinem Vater zeigen. Miriams Vater ist Jørgen. Ich war das einzige Kind meines Vaters.

Ganz am Ende dieses Buches werde ich ein paar echt interessante Sachen über Jørgen erzählen. Ich kann jetzt noch nichts darüber verraten, aber wer liest, wird sehen.

Nach dem Tod meines Vaters kamen meine Großeltern zu uns und halfen Mama dabei, in seinen Sachen Ordnung zu schaffen. Aber etwas Wichtiges haben sie dabei nicht gefunden:

etwas, das mein Vater geschrieben hatte, bevor sie ihn ins Krankenhaus brachten.

Damals wusste niemand davon. Die Geschichte des »Orangenmädchens« ist erst am Montag dieser Woche aufgetaucht. Oma wollte etwas aus dem Geräteschuppen holen und fand sie im Polster der roten Kinderkarre, in der ich als kleiner Junge gesessen hatte.

Wie sie dort hingekommen ist, ist ein kleines Mysterium. Der reine Zufall kann es nicht gewesen sein, denn die Geschichte, die mein Vater schrieb, als ich dreieinhalb Jahre alt war, hat etwas mit der Karre zu tun. Das soll nicht heißen, dass es sich um eine typische Kinderkarrengeschichte handelt, so ist das wirklich nicht, aber mein Vater hat sie für mich geschrieben. Er schrieb die Geschichte des »Orangenmädchens«, damit ich sie lesen könnte, wenn ich groß genug wäre, um sie zu verstehen. Er schrieb einen Brief in die Zukunft.

Wenn es wirklich mein Vater war, der die vielen Blätter, auf denen die Geschichte steht, in das Polster der alten Karre gesteckt hat, dann muss er davon überzeugt gewesen sein, dass Post immer ankommt. Ich habe mir überlegt, dass man sicherheitshalber alle alten Dinge sehr genau untersuchen sollte, ehe man sie auf den Flohmarkt bringt oder in einen Container wirft. Ich wage fast nicht mir vorzustellen, was man auf einer Müllhalde an alten Briefen und ähnlichen Sachen finden könnte.

Eins habe ich mir in den letzten Tagen immer wieder überlegt. Ich finde, es müsste eine viel einfachere Methode geben,

um einen Brief in die Zukunft zu schicken, als ihn ins Polster eines Kinderwagens zu schieben.

Es kann vorkommen, dass das, was wir schreiben, erst in vier Stunden, vierzehn Tagen oder vierzig Jahren gelesen werden soll. Die Geschichte des »Orangenmädchens« ist so ein Fall. Sie wurde für einen Georg von zwölf oder vierzehn Jahren geschrieben, also für einen Georg, den mein Vater noch nicht kannte und von dem er annehmen musste, dass er ihn auch niemals kennen lernen würde.

Aber jetzt muss diese Geschichte endlich einen richtigen Anfang bekommen.

Vor einer knappen Woche kam ich aus der Musikschule nach Hause und meine Großeltern waren überraschend zu Besuch gekommen. Sie waren plötzlich aus Tønsberg aufgetaucht und wollten bei uns übernachten.

Mama und Jørgen waren ebenfalls da, und alle vier sahen unbeschreiblich erwartungsvoll aus, als ich ins Haus kam und meine Schuhe auszog. Die waren schmutzig und nass, aber darauf achtete niemand. Sie dachten an etwas ganz anderes. Ich hatte das Gefühl, dass etwas in der Luft lag.

Mama sagte, Miriam sei schon im Bett, was sie sehr gut zu finden schien, wo meine Großeltern doch da waren. Sie sind ja nicht Miriams Großeltern. Miriam hat ihre eigenen. Das sind auch nette Leute, und manchmal schauen auch sie bei uns herein, aber es heißt nicht umsonst, dass Blut dicker ist als Wasser.

Ich ging ins Wohnzimmer und setzte mich auf den Teppichboden, und jetzt machten alle so feierliche Gesichter, dass ich schon glaubte, es sei etwas Schlimmes passiert. Ich war mir

nicht bewusst, in letzter Zeit in der Schule etwas angestellt zu haben, ich war ohne Verspätung von der Klavierstunde nach Hause gekommen und hatte schon seit vielen Monaten keine Zehnkronenstücke mehr aus der Küche geklaut. Deshalb sagte ich einfach: »War was?«

Und jetzt verbreitete Oma sich darüber, dass sie einen Brief gefunden hätten, den mein Vater kurz vor seinem Tod an mich geschrieben habe. Ich merkte, wie sich mein Magen zusammenkrampfte. Er war seit elf Jahren tot. Ich wusste nicht einmal so sicher, ob ich mich an ihn erinnern konnte. Ein Brief von meinem Vater, das klang schrecklich feierlich, fast wie ein Testament.

Dann sah ich, dass Oma einen dicken Umschlag in der Hand hielt; den reichte sie mir jetzt. Er war zugeklebt und darauf stand nur: »Für Georg«. Es war nicht die Schrift meiner Großmutter, auch nicht die von Mama oder Jørgen. Ich riss den Umschlag auf und zog einen dicken Stapel Blätter heraus. Und fuhr heftig zusammen, denn oben auf dem ersten Blatt stand:

Sitzt du gut, Georg? Auf jeden Fall musst du fest sitzen, denn ich werde dir eine nervenaufreibende Geschichte erzählen ...

Mir wurde schwindlig. Was war das denn? Ein Brief von meinem Vater? Aber war der auch echt?

»Sitzt du gut, Georg?« Ich glaubte, seine Dröhnstimme zu hören, und jetzt nicht nur im Video, ich hörte sie, als wäre mein Vater plötzlich wieder lebendig geworden und säße bei uns im Zimmer.

Obwohl der Briefumschlag zugeklebt gewesen war, musste

ich doch fragen, ob die Erwachsenen die vielen Blätter schon gelesen hätten, aber alle schüttelten den Kopf und behaupteten, auch nicht einen Satz davon zu kennen.

»Nicht ein Jota«, sagte Jørgen, und seine Stimme klang verlegen, was nicht gerade typisch ist für ihn. Aber vielleicht dürften sie den Brief meines Vaters ja lesen, wenn ich damit fertig wäre, sagte er. Ich glaube, er wollte unbedingt wissen, was darin stand. Ich hatte das Gefühl, dass er aus irgendeinem Grund ein schlechtes Gewissen hatte.

Meine Großmutter erzählte, warum sie sich an diesem Nachmittag ins Auto gesetzt hatten und nach Oslo gefahren waren. Sie glaubte nämlich, ein altes Rätsel gelöst zu haben, wie sie sagte. Das klang ziemlich geheimnisvoll, und geheimnisvoll war es auch.

Als mein Vater krank geworden war, hatte er Mama erzählt, dass er etwas für mich schreiben wolle. Einen Brief nämlich, den ich lesen sollte, wenn ich groß wäre. Aber ein solcher Brief war niemals aufgetaucht und jetzt war ich fünfzehn.

Das Neue war, dass Oma plötzlich etwas ganz anderes eingefallen war, worüber mein Vater ebenfalls gesprochen hatte. Er hatte verlangt, dass die rote Kinderkarre unter gar keinen Umständen weggegeben werden dürfe. Oma glaubte, sich fast wortwörtlich daran erinnern zu können, was er gesagt hatte, es war im Krankenhaus gewesen. »Die Karre behaltet ihr doch ganz bestimmt«, hatte er gesagt. »Bitte, gebt sie nicht weg. Sie hat in diesen Monaten für Georg und mich so viel bedeutet. Ich will, dass Georg sie bekommt. Sagt es ihm irgendwann einmal. Sagt es ihm, wenn er erwachsen genug ist, um

zu verstehen, dass ich mir so wünsche, sie für ihn aufzubewahren.«

Deshalb wurde die alte Karre nie weggeworfen und auch nicht auf den Flohmarkt gegeben. Das respektierte sogar Jørgen. Seit er in den Humlevei gezogen war, hatte er gewusst, dass er etwas nicht anrühren durfte, nämlich die rote Karre. Er brachte ihr dann auch solche Achtung entgegen, dass er für Miriam eine nagelneue kaufte. Vielleicht gefiel ihm die Vorstellung nicht, seine Tochter in derselben Karre zu fahren, in der mein Vater mich vor vielen Jahren gefahren hatte, vielleicht sprach daraus Respekt vor meinem Vater. Aber gut möglich, dass er sich nur eine modernere Karre wünschte. Er ist ziemlich modebewusst, um nicht zu sagen, er ist ein Modenarr.

Ein Brief und eine Kinderkarre also. Und Oma hatte elf Jahre gebraucht, um dieses Rätsel zu lösen. Erst jetzt war ihr aufgegangen, dass vielleicht jemand in den Geräteschuppen gehen und sich die alte Karre ein bisschen genauer anschauen sollte. Und Omas Ahnungen hatten sie nicht getrogen. Die Karre war nicht einfach nur eine Karre. Sie war ein Briefkasten.

Ich wusste nicht recht, ob ich diese Geschichte glauben konnte. Es ist nie möglich zu entscheiden, ob Eltern und Großeltern die Wahrheit sagen, jedenfalls nicht, wenn es um »empfindliche Themen« geht, wie Oma das gern nennt.

Heute kommt es mir als das größte aller Rätsel vor, warum damals vor elf Jahren niemand Verstand genug besaß, den alten Computer meines Vaters anzuwerfen. Darauf hatte er den Brief doch geschrieben. Sie versuchten es natürlich, hatten

aber nicht genug Fantasie, um sein Passwort zu erraten. Es konnte höchstens aus acht Buchstaben bestehen, die Computer waren damals noch nicht weiter. Aber nicht einmal Mama konnte den Code knacken. Es ist wirklich unglaublich. Also hatten sie den alten Computer einfach auf dem Dachboden deponiert!

Die Sache mit Papas Computer erzähle ich noch genauer.

Jetzt muss endlich mein Vater zu Wort kommen. Aber zwischendurch werde ich meine Kommentare einbauen. Und ich werde ein Nachwort schreiben. Das muss so sein, denn in seinem langen Brief stellt mein Vater mir eine bedeutungsschwere Frage. Und meine Antwort auf diese Frage ist ungeheuer wichtig für ihn.

Ich verzog mich mit einer Flasche Cola und dem Blätterstapel auf mein Zimmer. Als ich mich dort einschloss, was ich sonst nie tue, protestierte Mama, aber sie sah bald ein, dass das keinen Zweck hatte.

Es war ein so feierliches Gefühl, einen Brief von jemandem zu lesen, der nicht mehr lebt, dass ich die Vorstellung, dabei die ganze Verwandtschaft um mich herum zu haben, nicht ertragen konnte. Schließlich war der Brief von meinem Vater, der schon seit elf Jahren nicht mehr da war. Ich brauchte Ruhe.

Es war so seltsam, mit dem Blätterstapel in den Händen dazustehen, ich hatte ein wenig das Gefühl, als hätte ich ein neues Fotoalbum mit nagelneuen Bildern von meinem Vater und mir entdeckt. Draußen fiel dichter Schnee. Es hatte schon zu schneien angefangen, als ich aus der Musikschule nach

Hause gegangen war. Ich glaubte nicht, dass der Schnee liegen bleiben würde. Es war Anfang November.

Ich setzte mich aufs Bett und fing an zu lesen.

Sitzt du gut, Georg? Auf jeden Fall musst du fest sitzen, denn ich werde dir eine nervenaufreibende Geschichte erzählen. Vielleicht hast du es dir ja schon auf dem gelben Ledersofa gemütlich gemacht. Wenn ihr das nicht durch ein neues ersetzt habt, was weiß denn ich. Ich kann mir übrigens auch gut vorstellen, dass du in dem alten Schaukelstuhl im Wintergarten sitzt, den hast du doch immer so gern gehabt. Oder bist du draußen auf der Terrasse? Ich weiß ja nicht, welche Jahreszeit gerade ist. Und vielleicht wohnt ihr überhaupt nicht mehr im Humlevei.

Was weiß denn ich?

Ich weiß nichts. Wer leitet die norwegische Regierung? Wie heißt der Generalsekretär der Vereinten Nationen? Und sag, wie sieht es mit dem Hubble-Teleskop aus? Weißt du das? Wissen die Astronomen jetzt mehr darüber, wie das Universum aufgebaut ist?

Ich habe viele Male versucht, mich einige Jahre in die Zukunft hineinzudenken, aber ich habe es nie geschafft, mir auch nur annähernd ein Bild von dir dort zu machen, wo du jetzt lebst. Ich weiß nur, wer du bist. Mehr nicht. Ich weiß nicht einmal, wie alt du bist, wenn du das liest. Vielleicht bist du zwölf oder vierzehn Jahre alt, und ich, dein Vater, bin längst aus der Zeit hinausgegangen.

Tatsache ist, dass ich mir schon jetzt wie ein Gespenst vor-

komme, ich muss jedes Mal, wenn ich daran denke, nach Luft schnappen. Ich begreife jetzt, warum Gespenster so oft wie die Blöden schnaufen und prusten. Sie wollen damit die Menschen, die nach ihnen gekommen sind, nicht verängstigen. Aber es fällt ihnen eben so schrecklich schwer, in einer anderen Zeit als ihrer eigenen zu atmen.

Wir haben nicht nur einen Platz im Dasein. Wir haben die uns zubemessene Zeit.

So ist es, und ich kann nur meinen Ausgangspunkt in dem nehmen, was mich jetzt umgibt. Ich schreibe im August 1990.

Heute – also, wenn du das hier liest – hast du sicher das meiste von dem vergessen, was du und ich in den warmen Sommermonaten erlebt haben, als du dreieinhalb Jahre alt warst. Aber noch gehören diese Tage uns und noch können wir viele schöne Stunden miteinander verbringen.

Ich werde dir etwas anvertrauen, das mir im Moment nicht aus dem Kopf will: Mit jedem einzelnen Tag, der vergeht, und mit jeder neuen Kleinigkeit, die wir unternehmen, steigt auch die Chance, dass du dich an mich erinnern wirst. Ich zähle jetzt Wochen und Tage. Am Dienstag waren wir oben auf dem Tryvannsturm und schauten über das halbe Königreich, bis nach Schweden konnten wir blicken. Mama auch, wir waren alle drei dort. Aber vielleicht kannst du dich daran erinnern?

Kannst du nicht wenigstens versuchen dich zu erinnern, Georg? Versuch es, mach das einfach, denn das alles hast du irgendwo in dir.

Kannst du dich an deine große Holzeisenbahn erinnern? Du spielst jeden Tag viele Stunden damit. Ich schaue jetzt zu

der Bahn hinüber. Schienen, Züge und Fährschiffe liegen hier im Zimmer auf dem Boden verstreut, genau so, wie du sie vorhin verlassen hast. Am Ende musste ich dich einfach von allem losreißen, weil wir zum Kindergarten mussten, aber deine Händchen scheinen die Stücke noch immer zu berühren. Ich habe nicht gewagt, auch nur eine einzige Schiene zu verlegen.

Erinnerst du dich an den Computer, auf dem wir an den Wochenenden Computerspiele spielten? Als er ganz neu war, stand er oben in meinem Arbeitszimmer, aber vorige Woche habe ich ihn hier unten aufgestellt. Ich will jetzt lieber dort sein, wo alle deine Dinge sind. Und nachmittags bist du hier, Mama auch. Und Oma und Opa kommen jetzt häufiger zu Besuch als früher. Das ist schön.

Erinnerst du dich an das grüne Dreirad? Es steht draußen auf dem Kiesweg und ist fast noch nagelneu. Wenn du es nicht vergessen hast, dann vielleicht nur, weil es noch immer in der Garage oder im Geräteschuppen herumliegt, alt und nicht mehr verwendbar, stelle ich mir vor. Oder ist es auf dem Flohmarkt gelandet?

Und was ist mit der roten Kinderkarre, Georg? Ja, was ist damit?

Du musst doch irgendwelche Erinnerungsbilder haben, an unsere vielen Spaziergänge um den See Sognsvann zum Beispiel. Oder an unsere Besuche im Ferienhaus. Wir waren drei Wochenende hintereinander auf Fjellstølen. Aber jetzt traue ich mich nicht, weitere Fragen zu stellen, wirklich nicht, vielleicht kannst du dich ja an gar nichts aus der Georg-Zeit erinnern, die auch meine Zeit war. Daran lässt sich dann nichts ändern.

Ich will dir eine Geschichte erzählen, das habe ich angekündigt, aber ich kann nicht im Handumdrehen den passenden Tonfall für diesen Brief finden. Ich habe wohl schon den Fehler gemacht, mich an den kleinen Wicht zu wenden, den ich so gut zu kennen glaube. Aber du bist ja nicht mehr klein, wenn du diese Zeilen liest. Du bist nicht mehr der kleine Wicht mit den gelben Locken.

Ich kann mich hören, ich plappere hier ungefähr so herum, wie alte Tanten auf kleine Kinder einreden, und das ist dumm, denn ich suche doch jetzt den großen Georg – den ich niemals gesehen habe, mit dem ich niemals richtig sprechen konnte.

Ich schaue auf die Uhr. Ich bin erst vor einer Stunde zurückgekommen, nachdem ich dich in den Kindergarten gebracht hatte.

Wenn wir den Bach überqueren, willst du immer aus der Karre springen und ein Stöckchen oder einen Stein ins Wasser werfen. Neulich hast du eine leere Saftflasche gefunden und auch die hast du hineingeworfen. Ich habe nicht einmal versucht, dich davon abzuhalten. Im Moment kannst du so ungefähr machen, was du willst. Und wenn wir zum Kindergarten kommen, stürzt du meistens zu den anderen, ehe wir uns ordentlich voneinander verabschiedet haben. Man könnte meinen, dir läuft die Zeit davon, nicht mir. Und das ist eine seltsame Vorstellung. Alte Menschen scheinen oft mehr Zeit zu haben als kleine Kinder, vor denen noch ihr ganzes Leben liegt.

Ich bin ja noch nicht so alt, dass es der Rede wert wäre, ich